



1926-07-01

Eine Erinnerung an den Herzog von Reichstadt.

Hermine Cloeter

Follow this and additional works at: https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay

 Part of the [German Literature Commons](#)

Digital Archive Source:

<http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=19260701&seite=1&zoom=33>

BYU ScholarsArchive Citation

Cloeter, Hermine, "Eine Erinnerung an den Herzog von Reichstadt." (1926). *Essays*. 250.

https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay/250

This Article is brought to you for free and open access by the Nonfiction at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Essays by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact scholarsarchive@byu.edu, ellen_amatangelo@byu.edu.

Eine Erinnerung an den Herzog von Reichstadt.

Von Sollenau—hinter der modernen Schreibart seines Namens verbirgt sich der uralte, schon im zwölften Jahrhundert genannte Ort Saalenau oder Salchenau—läuft die Reichsstraße schnurstracks auf Wiener-Neustadt zu. Etwa mittewegs drängt sich, im Gegensatz zu der sonst öden Landstraße, links und rechts eine liebliche Gartensiedlung an sie heran, Theresienfeld, das hübsche „Straßendorf“, das der Kaiserin Maria Theresia seine Gründung verdankt. *) Als wir kürzlich der Geschichte seiner Entstehung, die an sich merkwürdig genug ist, nachgingen, ließ sich auch sonst allerhand historisch Denkwürdiges aus alten Chroniken, gedruckten und ungedruckten, herauslesen. Nicht, daß der kleine Ort mit der Erinnerung an große, wahrhaft weltgeschichtlich bedeutende Ereignisse beladen wäre oder damit aufgeputzt werden sollte; immerhin, er war der Schauplatz von Begebenheiten, die die letzte Auswirkung von Ereignissen waren, die der Weltgeschichte ein für allemal angehören. Ein Stück Altösterreich webt im Schatten seiner Bäume und auf Schritt und Tritt begegnen wir Gestalten, deren Namen einmal einen guten Klang gehabt. Daß die Kaiserin Maria Theresia auf ihren häufigen Inspektionsreisen nach Wiener-Neustadt zu wiederholtenmalen bei ihrem „Theresienfelder Tirolern“ halt gemacht, ist nur selbstverständlich. Der Überlieferung nach war sie zum letztenmal im Frühsommer des Jahres 1780, also etwa ein halbes Jahr vor ihrem Tode, durch Theresienfeld gekommen. Herzlich freudigen Empfanges konnte sie jedesmal gewiß sein. Einmal sollen ihr übrigens bei ihrer Durchreise zwar nicht die Potemkinschen Dörfer vorgegaukelt, immerhin aber ein Früchtesegen vorgetäuscht worden sein, der der Wahrheit keineswegs entsprach. Um der geliebten Herrscherin Freude und sich bei ihr Liebkind zu machen, haben die guten Theresienfelder damals ihre Apfelbäume reich mit Äpfeln behangen, die ganz wo anders gewachsen waren. Auch hier läßt sich sagen, das Märlein ist gut erfunden, wenn's auch vielleicht nicht wahr ist.

Theresienfeld kann sich überdies rühmen, daß auf seinen Boden einmal der Heilige seinen Fuß gesetzt hat, Papst Pius VI. Im großen Bilder- und Geschichtenbuch, das da Weltgeschichte heißt, eine artige Vignette: Der Heilige Vater, der an den Regierungsgrundsätzen des jungen und junggesinnten Herrschers im römisch-deutschen Kaiserreich so allerlei auszusetzen hatte, fand es notwendig, einmal in eigner Person da oben in Österreich, das sich plötzlich so ungebärdig benahm, nach dem Rechten zu sehen. Was vorher nie dagewesen, er beschloß, dem Kaiser einen Besuch zu machen. Josef II. war dem Papst bis nach Wiener-Neustadt entgegengereist. Die Begegnung der hohen Personen fand daselbst am 22. Mai 1782 statt. Unter welcher Prachtentfaltung, unter welchem ehrfürchtigen Jubel der Bevölkerung, soll hier nicht geschildert, bloß eine hübsche Einzelheit festgehalten werden: Wie der Papst im kaiserlichen Wagen, zur Rechten des Kaisers sitzend, durch Theresienfeld durchfährt, fällt ihm die hübsche, besondere Bauweise des Ortes auf und der Stellvertreter Christi auf Erden bekundet eine so starke Wißbegierde um die Eigenart von Ort und Bewohnern, daß man den Reisezug halten läßt. Der Papst steigt aus, schaut sich die schmucken Häuslein nicht nur von außen, sondern auch von innen an und läßt sich über alle Merkwürdigkeiten der Siedlung berichten. Das mag eine schöne Aufregung unter den guten Leuten gegeben haben!

Später dann einmal ist es aber auch vorgekommen, daß einer von den Mächtigen dieser Welt nicht nur so auf der Durchreise seinen Weg durch Theresienfeld nahm, sondern diesmal war es eigens zum Reiseziel erwählt worden. Während des Wiener Kongresses, im Jahre 1815, fuhr der König von Preußen dorthin, um dem Ökonomierat Bernhard Petri einen Busch abzustatten. Die Schäferei dieses hervorragenden Landwirtes genoß einen so bedeutenden Ruf und war für die Verbreitung der Schafzucht in ganz Deutschland von solcher Wichtigkeit geworden, daß das dem König von Preußen

*) Siehe Feuilleton der „Neuen Freien Presse“ Nr. 22189 vom 24. Juni 1926.

Anlaß genug schien, sie persönlich in Augenschein zu nehmen, eine Tatsache, die dem guten Petri, aber auch dem König von Preußen zur Ehre gereicht.

Die Familie Petri lebt in dritter und vierter Generation und wenn man die Kinderchen des Urenkels schon dazuzählen will, in der fünften Geschlechterreihe heute noch auf erbgessener Scholle. Der Sohn des zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts eingewanderten Stammvaters wurde nach dem Fallen der Grundrechte im Jahre 1848 der erste Bürgermeister der nun selbständigen Gemeinde und gab zur Jahrhundertfeier von Theresienfeld (1868) eine Chronik des Ortes im Selbstverlag heraus. Sicherlich ist es kein Zufall, daß darin seine Aufzeichnungen über eine Begegnung des Herzogs von Reichstadt mit seiner Mutter, der Erzherzogin Marie Louise, Herzogin von Parma, in seinem Hause keine Aufnahme gefunden haben. An napoleonische Erinnerungen hat man wohl gerade um diese Zeit nicht gerne gerührt und nicht gerne rühren lassen. Mir war es kürzlich erlaubt, in diese Aufzeichnungen Einsicht zu nehmen, die bisher ungedruckt und auch der Forschung völlig unbekannt geblieben sind. Der Verfasser war selber noch Augenzeuge der Begebenheiten, die er schildert, hat den Sohn des großen Imperators von Angesicht zu Angesicht gesehen, hat mit ihm, freilich selber noch ein Kind, gespielt und sich im väterlichen Garten mit ihm getummelt wie gleich mit gleich. Wenn er als reifer Mann dann die eindrucksvolle Begebenheit seiner Kindheit aus eigener Erinnerung und aus der Familienüberlieferung heraus schildert, so stellt er sie zwar mit einer gewissen Vorsicht und Zurückhaltung dar, in der aber doch ein Unterton von schwärmerischer Bewunderung für den interessanten Gast leise mitschwingt. Die Blätter waren offenbar ursprünglich zur Aufnahme in die Geschichte seines Heimatsortes bestimmt, und was sie uns erzählen, bedeutet jedenfalls einen wertvollen, aufschlußreichen Beitrag zur Lebensgeschichte des Herzogs von Reichstadt.

Hat sich ja der Gestalt des unglücklichen Prinzen nicht nur die Legende, sondern auch die Politik bemächtigt, und neben der sachlichen Betrachtung und Darstellung des ernsten, gewissenhafter Historikers macht sich eine umfangreiche Tendenzliteratur breit. Zumal in Frankreich ist das beklagenswerte Schicksal des „jungen Aar“ für chauvinistische Zwecke und Ziele, denen in diesem Falle selbst ein so feinfühliges Dichter wie Edmond Rostand sich gefügig zeigte, von jeher weidlich ausgenützt worden. Man ist so weit gegangen, das österreichische Kaiserhaus für den frühen Tod des unglücklichen Prinzen verantwortlich zu machen. Die Politik des Fürsten Metternich zielte, darüber sind sie Akten geschlossen, allerdings dahin, den jungen Napoleon Schritt für Schritt politisch zu entrechten. Aus dem als „König von Rom“ Geborenen wurde nach dem Sturz Napoleons ein Prinz von Parma, dem aber sehr bald auch das Recht der Nachfolge in der Regentschaft der Herzogin-Mutter ein für allemal abgesprochen wurde. Aber auch dabei ließ man es nicht bewenden. Erst als Herzog von Reichstadt, dessen Herzogtum irgendwo in Böhmen oben für ihn frisch gezimmert wurde, glaubte man den Napoleoniden für alle Zukunft unschädlich und ungefährlich gemacht zu haben. Seine Mutter, Marie Louise, hat in ihrer Nichtigkeit nie um seine Stellung in der Welt, nicht einmal um ihre mütterliche Rechte ernstlich gekämpft. Die Rolle der gehorsam sich fügenden Tochter eine Rolle, die ihr in der Person ihres Obersthofmeisters noch obendrein einen aufmerksamen Liebhaber eintrug, war viel bequemer als die der heroischen Mutter. Von Kaiser Franz läßt sich nur sagen, daß er die Politik über das Gefühl obsiegen, ließ es. Aber es war da, und vielleicht war dieses Gefühl für seinen Enkel das einzige, das sich an diesem Manne nachweise läßt. Keinesfalls läßt sich mit Recht behaupten, daß man am kaiserlichen Hofe dem Prinzen lieblos begegnete und seine Erzieher nicht das Beste für ihn und seine Ausbildung angestrebt hätten. Für die Tragik seines Lebens genügte seine Geburt.

Solcher Auffassung ist auch der namhafteste Biograph des Herzogs von Reichstadt, Eduard Wertheimer. Sein aus eingehenden Archivstudien geschöpftes Lebensbild des Prinzen ist in seiner Gründlichkeit und in seiner Unabhängigkeit des Urteils noch heute unübertroffen. Was wir aus der Begebenheit von Mutter und Sohn in Theresienfeld herauslesen können, fügt sich in die Geschichte des unglücklichen Prinzen, der nicht Napoleonide und nicht Habsburger sein durfte, widerspruchslos ein. Für Marie Louise, die seit 1816 in Parma residierte, war für den Sommer 1818 ein mehrwüchtiger Aufenthalt in Baden bei Wien geplant. Zum erstenmal nach ihrem Regierungsantritt in Parma kam sie zu längerem Besuch zu Kaiser Franz. Ich konnte bei Belege hiefür im Staatsarchiv in den Akten des ehemaligen Obersthofmeisteramtes finden. Graf Moriz Dietrichstein, in dessen oberster erzieherischer Obhut Marie Louise ihren Sohn in Wien zurückgelassen hatte, berichtete unter dem 27. Juni 1818 an das Obersthofmeisteramt, daß zufolge der Nachrichten, die er tags zuvor erhalten habe, Ihre Majestät die Durchlauchtigste Frau Erzherzogin Marie Louise, Herzogin von Parma, am Donnerstag den 2. Juli, abends, in Baden eintreffen werde. „Da Se. Durchlaucht der Prinz Franz schon Dienstag dahinzieht, so werde ich Gelegenheit haben,“ fährt Dietrichstein in seinem dienstlichen Bericht fort, „das für Ihre Majestät etwa noch Erforderliche in stand zu setzen.“ Der Kaiser selber war mit seiner Gemahlin und seinem Hofstaate für den 1. Juli in Baden erwartet. Es war vermutlich ein Gedanke Dietrichsteins, der schon aus pädagogischen Gründen immer darauf bedacht war, im Herzen seines Zöglings die Liebe zur fernen Mutter wachzuhalten, diese auch in langen Berichten über die gedeihlichen Fortschritte des Knaben stets auf dem Laufenden hielt, ihr den Prinzen ein Stück des Weges entgegenzubringen. „Es war schon einige Tage vom kaiserlichen Hof die entsprechende Nachfrage und Bestimmung getroffen, daß zu Theresienfeld in einem der Häuser des Herrn Bernhard Petri die Zusammenkunft, das Wiedersehen Ihrer M. der Erzh. Marie Louise mit höchstihrem Sohne, dem gebornen König von Rom, nunmehrigen Herzog von Reichstadt“ (seine Ernennung dazu erfolgte erst im August 1818) „nach langjähriger Trennung statthaben soll, und hiezu war der 1. Juli 1818 festgesetzt“, so lesen wir in den Aufzeichnungen des Carl Aug. Petri.

„Um 1 Uhr“, so heißt es darin weiter, „kam der junge Napoleon unter begleitender Aufsicht seines Obersthofmeisters Grafen Dietrichstein mit Suite hier an und stiegen im Hause Nr. 7, empfangen von Herrn Bernhard Petri und seiner Familie, ab. Der junge Prinz, ein Knabe von auffallend schönen, angenehmen Gesichtszügen, die von üppigen, hellblonden, bis auf die Schultern fallenden Locken umrahmt waren, war in Kleider von weißem Kaschmir mit Goldknöpfen, einer breiten Leibbinde von rotem Seidenstoff gekleidet, der Hals von einer Spitzenkrause umschlossen sowie die Brust mit einem österreichischen Orden geziert; wir sagen, der junge Prinz war seinem Alter von nicht ganz acht Jahren vorgewachsen. Froh in Erwartung des Wiedersehens durcheilte er den Garten inmitten der ziemlich gleichaltrigen Petri-Familie, die bei diesem Spaziergang ihr persönliches Eigentum, Mignongärtchen, Vogelhaus, Schildkröten, Meerschweinchen mit viel mehr Herzlichkeit und Eile als entsprechendem Anstande vorzeigten und so gleichsam die Honneurs bei Napoleon II. machten.“

So weit wäre ja alles sehr schön und gut gewesen. Bei Hofe hatte man nur eines nicht bedacht: daß ja hier in allernächsten Nähe die ans Frankreich vertriebenen Napoleoniden mit ihrem Anhang saßen, denen man in Österreich, hübsch weit weg von Frankreich, den Aufenthalt bewilligt hatte.

Die Witwe Murats, die einstige Königin von Neapel, hatte unter dem Namen einer Gräfin Lipona Frohsdorf erworben, und auf Schloß Schönau entfaltetete Jérôme Buonaparte, der König „Immer lustick“, alter Gewohnheit treu und umgeben von französischen Emigranten, noch immer einigen höfischen Prunk. Wie sehr man auch bemüht war, den Tag der Zusammenkunft geheim zu halten, sie hatten

dennoch davon Wind bekommen, und die Stunden des Wartens auf die Ankunft der Mutter wurden zu einer Gelegenheit für eine stürmische Huldigung der Emigranten für den jungen Napoleon, sehr zum Verdrusse des Obersthofmeisters. Schon lange vor der Ankunft des Prinzen hatte man „die damals wirklich auffallend schöne Gestalt des Königs Jérôme und die unglückliche Königin von Neapel“ in der Masse der Harrenden bemerkt. Nun, „nachdem die Ankunft der Kaiserin noch immer nicht erfolgte, ward der Prinz mit seinem Obr[i]sthofmeister nach einem mit dem Garten in Verbindung stehenden Zimmer gebracht, um ihm ländliche Erfrischungen zu präsentieren. Durch den Garten waren, gewiß ohne jemandem lästig fallen zu wollen oder zu beirren, von den außer dem Hause Harrenden Zuseher eingetreten, um von gewöhnlichen Gaffern nicht beirrt zu werden. Der Eintritt des jungen Napoleon in diesen Gartensalon war das Signal zu einer Szene, die gesehen, aber nicht beschrieben werden kann. Männer, die vielleicht mehr Schlachten als Tage im Monat in den verschiedensten Zonen geschlagen, denen kein menschlicher Schmerz, eigener oder fremder, so leicht Tränen entstehen gemacht, die lagen, standen, jauchzten im Moment um den Sohn ihres Schlachtengottes.“

Die vorsichtige Schilderung des guten Mannes, die auch noch nach einem halben Jahrhundert, so über den Vorfall indessen hinweggegangen, gewissermaßen zwischen den Zeilen um Entschuldigung dafür bittet, daß man den Napoleoniden und ihrem Anhang von abgedankten Militärs und Würdenträgern den Zutritt zu dem Prinzen, wenn schon nicht mit Willen ermöglicht, so doch auch nicht verwehrt hatte, läßt ein Bild vor uns entstehen, wie es der gewiegtste Bühnenpraktiker nicht wirkungsvoller ersinnen könnte. Der junge Napoleon, der für seine Anhänger noch immer der König von Rom ist, ein Bild kindlich unbewußter Schönheit, von knabenhafter, aufgeregter Fröhlichkeit umfungen, weil doch heute so viel des Neuen, Ungewöhnlichen seine sonst so gleichförmigen Tage fast abenteuerlich unterbricht, die liebliche Erscheinung für die Wissenden überstrahlt von der Glorie eines tragischen Geschickes, so daß sie nur um so mächtiger die Herzen rührt, ahnungslos und plötzlich dem Ausbruch, jubelnder Begeisterung gegenübergestellt, einer Begeisterung die erwachsene Männer sich dem Knaben huldigend zu Füßen werfen und in Rufe des Entzückens ausbrechen läßt. Nur halb und halb vermag sein durch ein außerordentliches Geschick frühreif gewordenes Gemüt den ganzen Vorgang zu begreifen. Wie oft aber mag er als Jüngling still bei sich dem Nachhall jener Huldigung der Seinen, der Graf Dietrichstein pflichtgemäß ein so rasches Ende machte, sehnsüchtig gelauscht haben. „Meine Herren, mäßigen Sie sich,“ rief er den Versammelten zu „der Prinz versteht nur Deutsch!“ Mit diesen Worten verließ er mit dem Prinzen das Zimmer. Der rasche Abgang ward ihm dadurch erleichtert, daß eben die Meldung gemacht wurde: die Kaiserin kommt! „Es war vor vier Uhr“, so geht der Bericht weiter: „Der junge Napoleon wurde mehr getragen als geleitet in die Arme seiner Mutter, welche im offenen Reisewagen mit der Obristhofmeisterin und dem gewesenen österreichischen Feldmarschalleutnant Grafen Dietrichstein einige Worte gewechselt, hob den Sohn in den Wagen zur Mutter und in einigen Minuten waren die vielen Reisewagen verschwunden, nicht so aber das Andenken des verhängnisvollen Wiedersehens Napoleons II. mit seiner Mutter.“

So rasch fuhren die Herrschaften von dannen, daß sich Dietrichstein nicht einmal Zeit nahm, den Herrn Wirtschaftsrat für die gastliche Aufnahme zu danken. Das wurden denn gleich andern Tages in einem sehr freundlichen Schreiben nachgeholt und die „unvermutete Schnelligkeit der Abfahrt“ für das Versäumnis der mündlichen Dankesabstattung verantwortlich gemacht. Gefertigt ist der Brief vom 2. Juli 1818, woraus zu ersehen ist, daß die durch die Begleitumstände gewiß merkwürdige Begegnung zwischen Mutter und Sohn am 1. Juli stattfand. Auch ein Bild des Prinzen erhielt Herr Petri nach einiger Zeit, einen Stahlstich nach dem Porträt von Isabaye. Ende gut, alles gut. Aber viel Staub aufgewirbelt

hatte die Sache doch, fast so viel, bildlich gesprochen, wie die zahllosen Autos, die heute, nicht gerade zur Freude der Einwohner, in der schönen Jahreszeit jedweden Tag durch den lieblichen Ort saufen, die weißen, hoch aufwallenden, kalkigen Staubschwaden hinter sich lassend, und ohne daß ihre Insassen so im Fluge Zeit hätten, von seinen Merkwürdigkeiten auch nur ein Zipfelchen zu bemerken.

Hermine Cloeter.

Feuilleton.

Eine Erinnerung an den Herzog von Reichstadt.

Von Sollenau — hinter der modernen Schreibart seines Namens verbirgt sich der uralte, schon im zwölften Jahrhundert genannte Ort Saalenau oder Saldenau — läuft die Reichsstraße Schnurstracks auf Wiener-Neustadt zu. Etwa mittewegs drängt sich, im Gegensatz zu der sonst öden Landstraße, links und rechts eine liebliche Gartensiedlung an sie heran, Theresienfeld, das hübsche „Straßendorf“, das der Kaiserin Maria Theresia seine Gründung verdankt.^{*)} Als wir kürzlich der Geschichte seiner Entstehung, die an sich merkwürdig genug ist, nachgingen, ließ sich auch sonst allerhand historisch Denkwürdiges aus alten Chroniken, gedruckten und ungedruckten, herauslesen. Nicht, daß der kleine Ort mit der Erinnerung an große, wahrhaft weltgeschichtlich bedeutende Ereignisse beladen wäre oder damit aufgeputzt werden sollte; immerhin, er war der Schauplatz von Begebenheiten, die die letzte Auswirkung von Ereignissen waren, die der Weltgeschichte ein für allemal angehören. Ein Stück Altklosterreich webt im Schatten seiner Bäume und auf Schritt und Tritt begegnen wir Gestalten, deren Namen einmal einen guten Klang gehabt. Daß die Kaiserin Maria Theresia auf ihren häufigen Inspektionsreisen nach Wiener-Neustadt zu wiederholtenmalen bei ihren „Theresienfelder Tirolern“ halt gemacht, ist nur selbst-

verständlich. Der Ueberlieferung nach war sie zum letztenmal im Frühsommer des Jahres 1780, also etwa ein halbes Jahr vor ihrem Tode, durch Theresienfeld gekommen. Herzlich freudigen Empfanges konnte sie jedesmal gewiß sein. Einmal sollen ihr übrigens bei ihrer Durchreise zwar nicht die Potemkinschen Dörfer vorgegaukelt, immerhin aber ein Früchtelegen vorgetäuscht worden sein, der der Wahrheit keineswegs entsprach. Um der geliebten Herrscherin Freude und sich bei ihr Liebkind zu machen, haben die guten Theresienfelder damals ihre Aepfelbäume reich mit Aepfeln behangen, die ganz wo anders gewachsen waren. Auch hier läßt sich sagen, das Märlein ist gut erfunden, wenn's auch vielleicht nicht wahr ist.

Theresienfeld kann sich überdies rühmen, daß auf seinem Boden einmal der Heilige Vater seinen Fuß gesetzt hat, Papst Pius VI. Im großen Silber- und Geschichtsbuch, das da Weltgeschichte heißt, eine artige Bignette: Der Heilige Vater, der an den Regierungsgrundsätzen des jungen und junggesinnten Herrschers im römisch-deutschen Kaiserreich so allerlei auszusetzen hatte, fand es notwendig, einmal in eigener Person da oben in Oesterreich, das sich plötzlich so ungebärdig benahm, nach dem Rechten zu sehen. Was vorher nie dagewesen, er beschloß, dem Kaiser einen Besuch zu machen. Josef II. war dem Papst bis nach Wiener-Neustadt entgegengereist. Die Begegnung der hohen Personen fand daselbst am 22. Mai 1782 statt. Unter welcher Prachtentfaltung, unter welchem ehrfürchtigen Jubel der Bevölkerung, soll hier nicht geschildert, bloß eine hübsche Einzelheit festgehalten werden: Wie der Papst im kaiserlichen Wagen, zur Rechten des Kaisers sitzend, durch Theresienfeld durchfährt, fällt ihm die hübsche, besondere Bauweise des Ortes auf und der Stellvertreter

^{*)} Siehe Feuilleton der „Neuen Freien Presse“ Nr. 22189 vom 24. Juni 1926.

Christi auf Erden bekundet eine so starke Wißbegierde um die Eigenart von Ort und Bewohnern, daß man den Reisezug halten läßt. Der Papst steigt aus, schaut sich die schmucken Häuslein nicht nur von außen, sondern auch von innen an und läßt sich über alle Merkwürdigkeiten der Siedlung berichten. Das mag eine schöne Aufregung unter den guten Leuten gegeben haben!

Später dann einmal ist es aber auch vorgekommen, daß einer von den Mächtigen dieser Welt nicht nur so auf der Durchreise seinen Weg durch Theresienfeld nahm, sondern diesmal war es eigens zum Reiseziel erwählt worden. Während des Wiener Kongresses, im Jahre 1815, fuhr der König von Preußen dorthin, um dem Dekonomierat Bernhard Petri einen Besuch abzustatten. Die Schäferei dieses hervorragenden Landwirtes genoß einen so bedeutenden Ruf und war für die Verbreitung der Schafzucht in ganz Deutschland von solcher Wichtigkeit geworden, daß das dem König von Preußen Anlaß genug schien, sie persönlich in Augenschein zu nehmen, eine Tatsache, die dem guten Petri, aber auch dem König von Preußen zur Ehre gereicht.

Die Familie Petri lebt in dritter und vierter Generation und, wenn man die Kinderchen des Urenkels schon dazuzählen will, in der fünften Geschlechterreihe heute noch auf erbgeessener Scholle. Der Sohn des zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts eingewanderten Stammvaters wurde nach dem Fallen der Grundrechte im Jahre 1848 der erste Bürgermeister der nun selbständigen Gemeinde und gab zur Jahrhundertfeier von Theresienfeld (1868) eine Chronik des Ortes im Selbstverlag heraus. Sicherlich ist es kein Zufall, daß darin seine Aufzeichnungen über eine Begegnung des Herzogs von Reichstadt mit seiner Mutter, der Erzherzogin Marie Louise, Herzogin von Parma, in seinem Hause keine Aufnahme gefunden haben. An napoleonische Erinnerungen hat man wohl gerade um diese Zeit nicht gerne gerührt und nicht gerne rühren lassen. Mir war es kürzlich erlaubt, in diese Aufzeichnungen Einsicht zu nehmen, die bisher ungedruckt und auch der Forschung völlig unbekannt geblieben sind. Der Verfasser war selber noch Augenzeuge der Begebenheiten, die er schildert, hat den Sohn des großen Imperators von Angesicht zu Angesicht gesehen, hat mit ihm, freilich selber noch ein Kind, gespielt und sich im väterlichen Garten mit

ihm getummelt wie gleich mit gleich. Wenn er als reifer Mann dann die eindrucksvolle Begebenheit seiner Kindheit aus eigener Erinnerung und aus der Familienüberlieferung heraus schildert, so stellt er sie zwar mit einer gewissen Vorsicht und Zurückhaltung dar, in der aber doch ein Unterton von schwärmerischer Bewunderung für den interessanten Gast leise mitschwingt. Die Blätter waren offenbar ursprünglich zur Aufnahme in die Geschichte seines Heimatsortes bestimmt, und was sie uns erzählen, bedeutet jedenfalls einen wertvollen, aufschlußreichen Beitrag zur Lebensgeschichte des Herzogs von Reichstadt.

Hat sich ja der Gestalt des unglücklichen Prinzen nicht nur die Legende, sondern auch die Politik bemächtigt, und neben der sächlichen Betrachtung und Darstellung des ernstesten, gewissenhaften Historikers macht sich eine umfangreiche Tendenzliteratur breit. Zumal in Frankreich ist das beklagenswerte Schicksal des „jungen Nar“ für chauvinistische Zwecke und Ziele, denen in diesem Falle selbst ein so feinfühliges Dichter wie Edmond Rostand sich gefügig zeigte, von jeher weidlich ausgenützt worden. Man ist so weit gegangen, das österreichische Kaiserhaus für den frühen Tod des unglücklichen Prinzen verantwortlich zu machen. Die Politik des Fürsten Metternich zielte, darüber sind die Akten geschlossen, allerdings dahin, den jungen Napoleon Schritt für Schritt politisch zu entreechten. Aus dem als „König von Rom“ Geborenen wurde nach dem Sturz Napoleons ein Prinz von Parma, dem aber sehr bald auch das Recht der Nachfolge in der Regentschaft der Herzogin-Mutter ein für allemal abgesprochen wurde. Aber auch dabei ließ man es nicht bewenden. Erst als Herzog von Reichstadt, dessen Herzogtum irgendwo in Böhmen oben für ihn frisch gezimmert wurde, glaubte man den Napoleoniden für alle Zukunft unschädlich und ungefährlich gemacht zu haben. Seine Mutter, Marie Louise, hat in ihrer Nichtigkeit nie um seine Stellung in der Welt, nicht einmal um ihre mütterlichen Rechte ernstlich gekämpft. Die Rolle der gehorsam sich fügenden Tochter, eine Rolle, die ihr in der Person ihres Obersthofmeisters noch obendrein einen aufmerksamen Liebhaber eintrug, war viel bequemer als die der heroischen Mutter. Von Kaiser Franz läßt sich nicht sagen, daß er die Politik über das Gefühl obliegen ließ, es war da, und vielleicht war

dieses Gefühl für seinen Enkel das einzige, das sich an diesem Manne nachweisen läßt. Keinesfalls läßt sich mit Recht behaupten, daß man am kaiserlichen Hofe dem Prinzen lieblos begegnete und seine Erzieher nicht das Beste für ihn und seine Ausbildung angestrebt hätten. Für die Tragik seines Lebens genigte seine Geburt.

Solcher Auffassung ist auch der namhafteste Biograph des Herzogs von Reichstadt, Eduard Wertheimer. Sein aus eingehenden Archivstudien geschöpftes Lebensbild des Prinzen ist in seiner Gründlichkeit und in seiner Unabhängigkeit des Urtheils noch heute unübertroffen. Was wir aus der Begebenheit der Begegnung von Mutter und Sohn in Theresienfeld herauslesen können, fügt sich in die Geschichte des unglücklichen Prinzen, der nicht Napoleonide und nicht Habsburger sein durfte, widerspruchlos ein. Für Marie Louise, die seit 1816 in Parma residierte, war für den Sommer 1818 ein mehrwöchiger Aufenthalt in Baden bei Wien geplant. Zum erstenmal nach ihrem Regierungsantritt in Parma kam sie zu längerem Besuch zu Kaiser Franz. Ich konnte die Belege hiefür im Staatsarchiv in den Akten des ehemaligen Obersthofmeisteramtes finden. Graf Moriz Dietrichstein, in dessen oberster erzieherischer Obhut Marie Louise ihren Sohn in Wien zurückgelassen hatte, berichtete unter dem 27. Juni 1818 an das Obersthofmeisteramt, daß zufolge der Nachrichten, die er tags zuvor erhalten habe, Ihre Majestät die Durchlauchtigste Frau Erzherzogin Marie Louise, Herzogin von Parma, am Donnerstag den 2. Juli, abends in Baden eintreffen werde. „Da Se. Durchlaucht der Prinz Franz schon Dienstag dahinzieht, so werde ich Gelegenheit haben,“ fährt Dietrichstein in seinem dienstlichen Bericht fort, „das für Ihre Majestät etwa noch Erforderliche in Stand zu setzen.“ Der Kaiser selber war mit seiner Gemahlin und seinem Hofstaate für den 1. Juli in Baden erwartet. Es war vermutlich ein Gedanke Dietrichsteins, der schon aus pädagogischen Gründen immer darauf bedacht war, im Herzen seines Zögling's die Liebe zur fernem Mutter wachzuhalten, diese auch in langen Berichten über die gedeihlichen Fortschritte des Knaben stets auf dem Laufenden hielt, ihr den Prinzen ein Stück des Weges entgegenzubringen. „Es war schon einige Tage vom kaiserlichen Hof die entsprechende

Nachfrage und Bestimmung getroffen, daß zu Theresienfeld in einem der Häuser des Herrn Bernhard Petri die Zusammenkunft, das Wiedersehen Ihrer M. der Erzherzogin Marie Louise mit höchstihrem Sohne, dem gebornen König von Rom, nunmehrigen Herzog von Reichstadt" (seine Ernennung dazu erfolgte erst im August 1818) „nach langjähriger Trennung statthaben soll, und hiezu war der 1. Juli 1818 festgesetzt“, so lesen wir in den Aufzeichnungen des Carl Aug. Petri.

„Um 1 Uhr“, so heißt es darin weiter, „kam der junge Napoleon unter begleitender Aufsicht seines Obersthofmeisters Grafen Dietrichstein mit Suite hier an und stiegen im Hause Nr. 7, empfangen von Herrn Bernhard Petri und seiner Familie, ab. Der junge Prinz, ein Knabe von auffallend schönen, angenehmen Gesichtszügen, die von üppigen, hellblonden, bis auf die Schultern fallenden Locken umrahmt waren, war in Kleider von weißem Kaschmir mit Goldknöpfen, einer breiten Leibbinde von rotem Seidenstoff gekleidet, der Hals von einer Spitzenkrause umschlossen sowie die Brust mit einem österreichischen Orden geziert; wir sagen, der junge Prinz war seinem Alter von nicht ganz acht Jahren vorgewachsen. Froh in Erwartung des Wiedersehens durcheilte er den Garten inmitten der ziemlich gleichaltrigen Petri-Familie, die bei diesem Spaziergang ihr persönliches Eigentum, Mignongärtchen, Vogelhaus, Schildkröten, Meerschweinchen mit viel mehr Herzlichkeit und Eile als entsprechendem Anstande vorzeigten und so gleichsam die Honneurs bei Napoleon II. machten.“

So weit wäre ja alles sehr schön und gut gewesen. Bei Hofe hatte man nur eines nicht bedacht: daß ja hier in allernächsten Nähe die aus Frankreich vertriebenen Napoleoniden mit ihrem Anhang saßen, denen man in Oesterreich, hübsch weit weg von Frankreich, den Aufenthalt bewilligt hatte.

Die Witwe Murats, die einstige Königin von Neapel, hatte unter dem Namen einer Gräfin Vipona Frohsdorf erworben, und auf Schloß Schönau entfaltet Jérôme Buonaparte, der König „Immer lustig“, alter Gewohnheit treu und umgeben von französischen Emigranten, noch immer einigen höfischen Prunk. Wie sehr man auch bemüht war, den Tag der Zusammenkunft geheim zu halten, sie hatten

dennoch davon Wind bekommen, und die Stunden des Wartens auf die Ankunft der Mutter wurden zu einer Gelegenheit für eine stürmische Huldigung der Emigranten für den jungen Napoleon, sehr zum Verdruße des Obersthofmeisters. Schon lange vor der Ankunft des Prinzen hatte man „die damals wirklich auffallend schöne Gestalt des Königs Jérôme und die unglückliche Königin von Neapel“ in der Masse der Hartenden bemerkt. Nun, „nachdem die Ankunft der Kaiserin noch immer nicht erfolgte, ward der Prinz mit seinem Obersthofmeister nach einem mit dem Garten in Verbindung stehenden Zimmer gebracht, um ihm ländliche Erfrischungen zu präsentieren. Durch den Garten waren, gewiß ohne jemandem lästig fallen zu wollen oder zu beirren, von den außer dem Hause Hartenden Zuseher eingetreten, um von gewöhnlichen Gassern nicht beirrt zu werden. Der Eintritt des jungen Napoleon in diesen Garten-salon war das Signal zu einer Szene, die gesehen, aber nicht beschrieben werden kann. Männer, die vielleicht mehr Schlachten als Tage im Monat in den verschiedensten Zonen geschlagen, denen kein menschlicher Schmerz, eigener oder fremder, so leicht Tränen entstehen gemacht, die lagen, standen, jauchzten im Moment um den Sohn ihres Schlachten-gottes.“

Die vorsichtige Schilderung des guten Mannes, die auch noch nach einem halben Jahrhundert, so über den Vorfall indessen hinweggegangen, gewissermaßen zwischen den Zeilen um Entschuldigung dafür bittet, daß man den Napoleoniden und ihrem Anhang von abgedankten Militärs und Würden-trägern den Zutritt zu dem Prinzen, wenn schon nicht mit Willen ermöglicht, so doch auch nicht verwehrt hatte, läßt ein Bild vor uns entstehen, wie es der gewiegteste Bühnen-praktiker nicht wirkungsvoller ersinnen könnte. Der junge Napoleon, der für seine Anhänger noch immer der König von Rom ist, ein Bild kindlich unbewußter Schönheit, von knabenhafter, aufgeregter Fröhlichkeit umfungen, weil doch heute so viel des Neuen, Ungewöhnlichen seine sonst so gleich-förmigen Tage fast abenteuerlich unterbricht, die liebliche Erscheinung für die Wissenden überstrahlt von der Glorie eines tragischen Geschehes, so daß sie nur um so mächtiger die Herzen rührt, ahnungslos und plötzlich dem Ausbruch jubelnder Begeisterung gegenübergestellt, einer Begeisterung, die erwachsene Männer sich dem Knaben huldigend zu Füßen

werfen und in Ruhe des Entzückens ausbrechen läßt. Nur halb und halb vermag sein durch ein außerordentliches Geschick frühreif gewordenes Gemüt den ganzen Vorgang zu begreifen. Wie oft aber mag er als Jüngling still bei sich dem Nachhall jener Huldigung der Seinen, der Graf Dietrichstein pflichtgemäß ein so rasches Ende machte, sehnsüchtig gelauscht haben. „Meine Herren, mäßigen Sie sich,“ rief er den Versammelten zu, „der Prinz versteht nur Deutsch!“ Mit diesen Worten verließ er mit dem Prinzen das Zimmer. Der rasche Abgang ward ihm dadurch erleichtert, daß eben die Meldung gemacht wurde: die Kaiserin kommt! „Es war vor vier Uhr“, so geht der Bericht weiter: „Der junge Napoleon wurde mehr getragen als geleitet in die Arme seiner Mutter, welche im offenen Reisewagen mit der Obristhofmeisterin und dem geweienen österreichischen Feldmarschall-leutnant Grafen von Reipperg Platz hatte. Graf von Reipperg, nachdem er mit dem Grafen Dietrichstein einige Worte gewechselt, hob den Sohn in den Wagen zur Mutter und in einigen Minuten waren die vielen Reisewagen verschwunden, nicht so aber das Andenken des verhängnißvollen Wiedersehens Napoleons II. mit seiner Mutter.“

So rasch fuhren die Herrschaften von dannen, daß sich Dietrichstein nicht einmal Zeit nahm, dem Herrn Wirtschaftsrat für die gastliche Aufnahme zu danken. Das wurde denn gleich andern Tages in einem sehr freundlichen Schreiben nachgeholt und die „unvermutete Schnelligkeit der Abfahrt“ für das Versäumnis der mündlichen Dankesabstattung verantwortlich gemacht. Gesertigt ist der Brief vom 2. Juli 1818, woraus zu ersehen ist, daß die durch die Begleitumstände gewiß merkwürdige Begegnung zwischen Mutter und Sohn am 1. Juli stattfand. Auch ein Bild des Prinzen erhielt Herr Petri nach einiger Zeit, einen Stahlstich nach dem Porträt von Szabane. Ende gut, alles gut. Aber viel Staub aufgewirbelt hatte die Sache doch, fast so viel, bildlich gesprochen, wie die zahllosen Autos, die heute, nicht gerade zur Freude der Einwohner, in der schönen Jahreszeit jedweden Tag durch den lieblichen Ort sausen, die weißen, hoch aufwallenden, kalhigen Staubschwaden hinter sich lassend, und ohne daß ihre Insassen so im Fluge Zeit hätten, von seinen Merkwürdigkeiten auch nur ein Zipfelchen zu bemerken.

Hermine Cloeter